

Feministisches Institut der Heinrich Böll-Stiftung e.V.

20. Green Ladies Lunch

17. Juni 2006, Berlin

„Globale Frauenbewegung(en) – Perspektiven des Feminismus im 21. Jahrhundert“

Beitrag von **Jutta Sommerbauer** (Wien/Sofia)

Auf den ersten Blick ist feministisches Engagement heute in viele gesellschaftliche Bereiche vorgedrungen. Das bemerken wir in den westeuropäischen Gesellschaften – auf die ich mich im Folgenden beziehen werde – beispielsweise an der Institutionalisierung frauen- und geschlechterpolitischer Fragestellungen. In unserem Alltag sind wir umgeben von Gleichstellungsbüros, Frauenbeauftragten, Gleichbehandlungsanwältinnen, staatlichen Antidiskriminierungsstellen und Frauenförderplänen. Ebenso bildet Gender Mainstreaming vielerorts bereits eine handlungsleitende Perspektive im Gesetzgebungsprozess.

Diese Frauenpolitik, die professionell agiert, gezielt Lobbying betreibt und die Sache der Frauen bürokratisch verwaltet, hat als „Staatsfeminismus“ bzw. „Berufsfeminismus“ die Agenden der Frauenbewegung übernommen und ist damit längst aus ihren Fußstapfen getreten. Ein eigenständiges Feld frauenpolitischen Handelns hat sich etabliert, relativ unbeeindruckt von radikaler politischer Praxis.

Vierorts und nirgendwo?

Politische Forderungen sind in feste Institutionen und Verfahrensweisen gegossen worden – dies hat auch zu einer gewissen Erstarrung geführt. Staatliche Frauenförderpolitik wird von einem Großteil der Frauenbewegung mittlerweile als „eine gute Sache“ akzeptiert, auch wenn frau so manche Kritik an den reformistischen Programmen hat. Die Frauenbewegung scheint mit den Jahren pragmatischer geworden zu sein. Mittlerweile scheint es akzeptiert zu sein, dass der „feministische Kampf“ an mehreren Fronten ausgefochten werden soll. Angesichts drohender Einsparungsmaßnahmen wird versucht, das „Schlimmste zu verhindern“ und auch die staatsfeministischen Projekte zu verteidigen.

Neben der „Verstaatlichung“ des Feminismus möchte ich auf eine zweite Tendenz hinweisen: die der „Akademisierung“. Ein Beispiel aus meinem eigenen Umfeld soll dies illustrieren. Für mich selbst, bzw. für meine Generation, war sicher zu einem Gutteil die Universität als Ort

feministischer Sozialisation verantwortlich. Wir sind an der Uni Feministinnen geworden, und das beinhaltet einen ganz anderen Lernprozess als beispielsweise die Sozialisierung im Kontext gesellschaftlicher Umbrüche. Ein neues Verständnis von Feminismus geht damit einher: Von vielen jungen Frauen wird Feminismus weniger mit einer bestimmten politischen Praxis assoziiert, sondern eher als eine spezifische Form von Wissen betrachtet, das man durch das Lesen von Büchern und über das Theoretisieren in Seminaren erwirbt.

Heute werden die zentralen feministischen Diskussionen im wissenschaftlichen Feld verhandelt, der Anstoß für Debatten geht von der Theorie-Seite aus. Die Kategorie „Gender“ hat im Bereich der Wissenschaften einen Aufenthaltsort gefunden. Die ursprünglich verfolgte Strategie der radikalen Infragestellung von so genanntem „Herrschaftswissen“ und männerbündisch organisierter Universität ist zu Gunsten einer – wenn auch untergeordneten und marginalen – Inklusion von Frauen und eines Expertinentums in den Hintergrund getreten. Die heutige Frauen- und Geschlechterforschung hat eine Anbindung an die Anliegen der Frauenbewegung bzw. ihrer Reste weitgehend verloren – es werden spezialisierte und ausdifferenzierte Debatten geführt. Das Ziel ist die Anerkennung im Wissenschaftsbetrieb. Die Institutionalisierung der feministischen Theorie und Gender Studies als eigenständiges akademisches Feld hat damit auch zu ihrer Verselbständigung beigetragen.

Diese verschiedenen, nebeneinander existierenden feministischen Teilöffentlichkeiten können als Zersplitterung und als Verlust von Verbindlichkeiten gedeutet werden. Es stellt sich die Frage, ob noch so etwas wie ein Zusammenhang besteht, der Raum für gemeinsame Reflexion bietet? Die Institutionalisierung des Feminismus an diesen Orten hat zu ganz konträren Definitionen von ebendiesem geführt. Nun kann man natürlich einwenden, dass Feministinnen schon immer debattiert haben über Ziele und Zwecke ihres Engagements. Das ist richtig. Aber selten hatten sie sich so wenig zu sagen wie heute.

Utopieferner Feminismus

In gewisser Weise als Symptom und Verstärkung dieser Aufspaltung, dieses aktuellen Problems der Vermittlung zwischen den Schauplätzen sehe ich auch die theoretischen Entwicklungen, die unter dem Schlagwort „postmoderner Feminismus“ zusammenzufassen sind.

Der postmoderne Feminismus fiel in den utopiefernen und illusionslosen Neunzigern auf ausgesprochen fruchtbaren Boden. Er lieferte in diesem Setting in gewisser Weise Begründungen dafür, warum frau sich nicht länger mit „großen Entwürfen“ und „Utopien“ herumzuschlagen habe, denn – so die Argumentation – das wären sowieso nur unzulässige Verallgemeinerungen, diskreditierte Konzepte einer westlich-männlichen, patriarchalen Moderne, metatheoretische Setzungen, die notgedrungen Ausschlüsse produzieren würden. Die Dekonstruktion betraf auch feministische Begrifflichkeiten: das Geschlechterverhältnis, Emanzipation, Herrschaft, das Patriarchat. Auch den Begriff „Frauen“ sieht man heute selten ohne Anführungszeichen.

„Nach *den* Ursachen des Sexismus zu suchen“, wie Nancy Fraser und Linda Nicholson 1990 in dem Sammelband „Feminism/Postmodernism“ schreiben, ist für große Teile der gegenwärtigen Frauen- und Geschlechterforschung zu einem verdächtigen Akt geworden. Utopie ist out, demgegenüber werden Verschiedenheit und Pluralität als positive Werte an sich eingemahnt. So wird beispielsweise die Annahme von geteilten Ungleichheitsstrukturen scharf kritisiert. Im Gegensatz dazu werden plurale weibliche Identitäten und die so genannten „Differenzen zwischen Frauen“ stark gemacht. Während die dekonstruktivistischen Einwände der feministischen Postmoderne aus einem rein akademischen Blickwinkel vielleicht interessant und intellektuell anregend sind, haben Frauen aus der Praxis mehr Probleme damit. Was passiert mit der „feministischen Handlungsfähigkeit“, wurde etwa gefragt, wenn es nun kein weibliches oder sogar kein feministisches Kollektiv mehr gäbe?

Diese häufig sehr kompromisslos und scharf geführte Debatte hat keine zufrieden stellenden politikstrategischen Antworten gefunden, häufig wurde sie ohne eine konstruktive Perspektive geführt. Ein weiteres Problem dekonstruktivistischer Ansätze ist, dass sie in ihrer Binnenorientierung auf das Subjekt verhaftet bleiben und daher kaum kritische Aussagen über den materiellen gesellschaftlichen Prozess treffen können. Die kulturelle Ebene bzw. die Ebene der Repräsentation ist die bestimmende, die materiellen Verhältnisse werden ausgeklammert, ja sie scheinen als eigenständige Realität häufig nicht einmal existent. Letztlich bleibt damit auch unbegriffen, dass die Auflösungserscheinungen des Subjektes, die Pluralisierung der Identitäten nämlich durchaus Hand in Hand mit hegemonialen Tendenzen gehen – Stichwort gesellschaftliche Flexibilisierung.

Aus diesem Grund würde ich mich stark machen für eine Anknüpfung an gesellschaftstheoretische und –kritische Traditionen im feministischen Denken. Diese sind in der Lage, aktuelle gesellschaftspolitische Entwicklungen wie die obige zufrieden stellender zu erklären, da sie über ein entsprechendes begriffliches Instrumentarium verfügen.

Neue globale Debatten

In den letzten Jahren gab es aber auch ein paar erfreuliche feministische Anknüpfungsversuche. Angeregt durch neu entstandene soziale Bewegungen und die globalisierungskritischen und migrationspolitischen Debatten, die in ihrem Kontext geführt werden, hat sich auch in feministischen Zusammenhängen wieder eine erneute Auseinandersetzung über Gemeinsames und Verbindendes zwischen Frauen ergeben. Geteilte oder ähnliche Probleme werden im globalen Zusammenhang untersucht. Mein Eindruck ist, dass hier mit Ungleichheitslagen durchaus produktiv umgegangen wird, z.B. in Debatten über illegalisierte Hausarbeiterinnen, wo Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Frauen in einem sozial- und ökonomiekritischen Kontext verhandelt werden.

Ich möchte an dieser Stelle noch kurz auf die Strategiebildung zwischen den feministischen Generationen eingehen. Meines Erachtens ist der leidige „Generationenkonflikt“ zu einem Gutteil eine Erfindung der Medien, die häufig ein ideologisches Ziel verfolgt: die Diskreditierung der „Altfeministinnen“. Freilich existieren generationsspezifische Erfahrungen: Die jungen Vertreterinnen der Frauenbewegung haben den Feminismus bereits in anderen Kontexten kennen gelernt, als noch ihre Vorgängerinnen. Und sie haben gewisse Themen aufgegriffen, die sie betreffen und die vorher möglicherweise unterrepräsentiert waren (z.B. Beschäftigung mit Jugendkultur, Musik, aktuelle Probleme junger Frauen, etc.). Dennoch bin ich davon überzeugt, dass Trennlinien nach wie vor nach politischen Inhalten verlaufen, und nicht nach dem starren Generationenmuster.

Feministische Agenda

Es gibt eine Reihe von Themen, die jetzt und in Zukunft für eine feministische Agenda wichtig sind: beispielsweise das Thema Illegalisierung oder die Informalisierung von Politik und Arbeit, die Veränderung von Staatlichkeit, neue Formen der Partizipation im Zusammenhang mit Governance-Strukturen, etc. Diese Themen erfordern es, dass nicht nur Bündnisse zwischen Feministinnen eingegangen werden, sondern auch mit anderen AktivistInnen, um die Geschlechterdimension in die Malestream-Debatte einzubringen.

Der Erfolg eines transnational ausgerichteten feministischen Aktivismus, wie er jetzt vermehrt Konturen annimmt, wird sich nicht zuletzt daran bemessen, inwieweit er es schafft, auch lokal „Wurzeln zu schlagen“ und eine soziale Praxis zu entwickeln, die an den Lebensverhältnissen der Menschen ansetzt. Das ist viel mehr als das Bereisen von Gipfeltreffen oder das Abhalten eigener, alternativer Events.

Feministische Herausforderungen im Zeitalter des Neoliberalismus gibt es also nicht wenige. Feministinnen sind heute nicht nur mit der Analyse der veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen konfrontiert, sondern – nach drei Jahrzehnten Frauenbewegung – auch mit den eigenen Auswirkungen in diesem Setting. Was daher ansteht ist eine selbstkritische Reflexion der verschiedenen Arenen, wo Feminismus und Frauenbewegung heute anzutreffen sind. Wem nützen sie? Was bedeutet beispielsweise der Boom des Themenkomplexes „Gender und Governance“? Wem dient die Gender-Expertise in politischen Programmen? Was bedeutet das Schlagwort Networking, Mentoring, Gender Mainstreaming in unterschiedlichen Kontexten, welche Inhalte nehmen sie an? Vieles, was uns heute entfernt an Feminismus erinnert, scheint kompatibel mit neoliberalen Parametern zu sein.

Notwendig ist außerdem ein verstärkter Dialogs zwischen den verschiedenen feministischen Orten – in Wissenschaft, Institutionen und Projekten. Ein vermehrter Austausch über feministische Ziele und Strategien könnte dazu beitragen, dass unterschiedliche Formen von Wissen und Erfahrungen Beachtung und Anerkennung finden und dass Korrektive erhalten bleiben. Sonst besteht die Gefahr, dass der „Reflexionsraum“, den der Feminismus derzeit noch bereitstellt, endgültig zerbricht.